

## Erinnern und Gedächtnis in der Bibel – theologische Anstöße<sup>1</sup>

Den kennen Sie alle (jedenfalls war das mal so), den kleinen Mann mit dem langen Namen: *Hadschi Halef Omar ben Hadschi Abul Abbas ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah*. Für *Kara ben Nemsi*, seinen Herrn und väterlichen Freund, ist er schlicht *Halef*. Er selbst aber, *Halef*, ist, der er ist, nur mit seinem vollen Namen, nur als Sohn seiner Väter. An ihnen hängt nicht nur, sie selber sind unveräußerlich Teil – und sind die Ehre, der Stolz – seiner *Identität*.

*Und Kain erkannte sein Weib; die ward schwanger und gebar den Henoah. [...] Henoah aber zeugte Irad, Irad zeugte Mehujael, Mehujael zeugte Metuschael, Metuschael zeugte Lamech ...*, heißt es am Anfang des Alten Testaments (1 Mose 4,17-18). Und am Anfang des Neuen: *Dies ist das Buch von der Geschichte Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams. Abraham zeugte Isaak, Isaak zeugte Jakob, Jakob zeugte Juda und seine Brüder ...* (Mt 1,1-2). Zum Erzählen der Bibel gehört (und gehört nicht zu knapp!) ein *Erinnern in Bahnen von Genealogie*. Es strukturiert und durchzieht dies Erzählen weit über jene Art Abstammungslisten hinaus. Ja, zumindest im Blick aufs Erste Testament, das sogenannte ‚Alte‘ kann man sagen: Das Erzählen der Bibel zerfiel in lauter Fragmente, löste man es aus dem verbindenden Band des Erinnerns in Anschauungsformen von Genealogie, von Abstammung und Verwandtschaft.

Dies Erinnern nun aber ist eines besonderer Art – nicht zu verwechseln mit dem des historischen Fragens danach, was einmal der Fall war; auch und erst recht nicht mit Träumen nach rückwärts, verschollener Zeiten gedenkend. Erinnern vielmehr steht hier ganz *im Zeichen der Gegenwart*. Nämlich der Gegenwart derer, denen die Genealogie erzählend erklärt, wer sie sind, zu wem sie gehören und was sie (im Vollsinn des Wortes:) ‚grundlegend‘ abgrenzt von Dritten.

*Erzählend* erklärt, sage ich. Denn ja, auch in der Form dürrer Listen, der Monotonie bloßer Reihung von Namen, geht Erzählen voran. Erzählen in knappester möglicher Form, das ist wahr; aber das eben zeigt, was das Ziel und darum die innere Haltung dieses Erzählens ist. Es fragt nicht danach, ob alles wirklich so war, wie erzählt – und will auch danach nicht gefragt sein! (*Halef Omar*, bekanntlich, trug den Titel des *Hadschi*, des Mekka-Pilgers, so wenig zu Recht wie seine Väter.) Sondern was derart erzählend behauptet und behauptend erinnert wird, erhält eben damit *Gegenwartsgeltung*. Es hat und beansprucht tiefgreifende Konsequenzen im Leben, Erleben und Handeln der Menschen, die sich (als Einzelne oder als Gruppe) von ihm her verstehen und definieren. Es fundiert und verbürgt deren Identität, verschafft ihnen Ansehen und Geltung, begründet und legitimiert Rechte und Pflichten nach innen, Distanz und Nähe nach außen... Alles dies nach der Regel: „Wenn Menschen Situationen als real definieren, sind sie real in ihren Konsequenzen.“ (Dorothy Swaine und William Isaac Thomas) Es geht um Erinnern, das die, die es angeht, in ihrem Verhältnis zu sich und zur Welt allererst die sein lässt,

---

<sup>1</sup> Impuls zum Gesprächsabend *Sie gehören zu uns. Der Umgang mit Nazi-nahen Pastoren in Geschichte und Gegenwart unserer Kirche*. Sonderveranstaltung im Rahmen der Wanderausstellung „Neue Anfänge?“ am 11. Februar 2016 in St. Jacobi Hamburg; Anm. d. Hg.: erschienen in den Evangelischen Stimmen April 2016, S. 9-13

die sie in *Gegenwartswirklichkeit* sind – und sei es im Streit mit historisch verifizierbarer Realität eines Damals und Dort.

Wie aber nun schlägt alles dies ein in unser Fragen nach einem angemessenen Umgang mit den Pastoren unserer Kirche, die nationalsozialistisch ‚belastet‘ sind (wie und wodurch auch im Einzelnen immer)?

Es ist dies ein Problem, das die Gemeinde von St. Jacobi ganz gewiss nicht alleine betrifft. Aber nun war es die List der Idee, dass ein zunächst ganz unspektakulärer, ja sozusagen klammheimlicher Vorgang diese Frage just hier hat akut werden lassen – und zum Problem (nicht nur!) der Jacobi-Gemeinde: Das Bild von Bischof und Hauptpastor *Franz Eduard Alexander Tügel* verschwand unbemerkt aus der Galerie der Portraits sämtlicher Hauptpastoren an St. Jacobi seit der Reformation, wurde dann doch vermisst, musste gesucht werden, wurde gefunden – *und nun?* Denn dieser Mann „war als überzeugter Nationalsozialist und Antisemit Gauobmann der Bewegung der Deutschen Christen, die das nationalsozialistische Führerprinzip in der Kirche aufrichten wollte.“<sup>2</sup>

Frage nun: Kann man ihn dennoch, muss man ihn nicht geradezu wieder einreihen in die Galerie der ... ja, was sind sie, die da hängen: ‚Häupter‘, ‚Ahnen‘, ‚Väter‘ der Gemeinde? Und überhaupt: Was bedeuten sie ‚uns‘ – der Jacobi-Gemeinde von heute? Was für deren Selbstverständnis, ihr Prestige, ihre Identität? Sind sie womöglich nur Schmuck? In welchem Sinn aber kann die Gemeinde sich schmücken mit ihnen?

Ja, wenn da das *Tügel*-Bild als einziges gehangen hätte! So aber, als eines unter 31 gleichrangig anderen, ist es nicht einfach ein Bild, sondern *Glied in einer Kette*, steht eben nicht für sich, sondern für *Tradition!* Für Tradition, in der die Gemeinde sich heute und hier der Gestalten erinnert, die auf einer langen Linie ihre leitenden Geistlichen waren. Sie sind, na klar, nicht genetisch ihre Väter; aber als *Vaterfiguren*, einschließlich aller Projektionen, die sie damit auf sich ziehen, sind sie doch konstitutiv Teil – und sind die Ehre, der Stolz – ihrer gemeindlichen *Identität*.

Oder nein, vielmehr das ist ja gerade die Frage, die unsere Kirche der St. Jacobi-Gemeinde verdankt: Sind sie trotz *Tügels* – oder auch seines Protegés und direkten Nachfolgers *Adolf Wilhelm Paul Drechsler* –, sind sie im Wissen darum, wer sie waren, wirklich die Ehre, der Stolz der St. Jacobi-Gemeinde? Und wenn nicht, wie dann umgehen damit? Denn wie geschehen und gesehen: Einfach das Konterfei abhängen und mit dem Gesicht zur Wand auf den Dachboden stellen, erreicht das Entscheidende nicht, nämlich das Nicht-mehr-Erinnern. Es bleibt – und wenn nicht in den Köpfen, dann als Leerstelle an der Wand. Das heißt: Auf dem Spiel steht dabei nicht irgendein Damals, sondern das Jetzt, die Identität der Gemeinde heute und hier. Das Bild auf dem Dachboden wäre nicht eine ‚Leiche im Keller‘; sie, die Gemeinde, trüge *als Wunde am eigenen Leib* das Verschwiegene mit sich.

---

<sup>2</sup> Hauptkirche St. Jacobi Hamburg: [http://www.jcobus.de/neu/deutsch/index\\_7\\_5\\_1.html](http://www.jcobus.de/neu/deutsch/index_7_5_1.html)

Was aber, wenn das so ist, spricht denn eigentlich dagegen, *offen und ohne alle Beschönigung* mit dieser Wunde zu leben? Eingedenk ihrer? Wohl in beschädigter Identität, aber in wahrer?

Angst vor Gesichtsverlust? Scham? – Ja, gewiss. Und ich selber kenne die Macht dieser Gründe. Auch zeigt ja die Nachkriegsgeschichte unserer Kirchen in Schleswig-Holstein und Hamburg in selber schon wieder beschämender Weise, mit welcher Macht und wie zäh diese Motive des Verschweigens und Verbergens die Art ihres Umgangs mit Nazitum, Judenhass und Krieg zu beherrschen und irrezuleiten vermochten.

Doch es ist auch anders möglich!

Ich komme zurück auf die eingangs erwähnte *Ahnentafel Jesu* im ersten Kapitel des Matthäusevangeliums (Mt 1,1-17). Gelesen mit unseren Fragen im Kopf, fällt da nämlich etwas Erstaunliches auf: Der Stammbaum ist konventionell, was die Linie der *Männer* angeht, patriarchalisch durchaus. Umso verblüffender aber die ‚Seitensprünge‘ darin: *Tamar, Rahab, Rut, Batseba* (V. 3.5.6)! *Frauen*. Frauen in der Männerreihe! Und nicht etwa die vertrauten Stammmütter Israels (*Sara, Rebekka, Lea und Rahel*), sondern stammesfremde Frauen! Und stammesfremd sein, in genealogisch geordneter Welt, berührt allemal den empfindlichsten Punkt: Sexuell nicht geheuer! *Tamar*, nach zeitgenössischer Meinung Aramäerin, erkämpft sich ihr Recht, indem sie, als Hure verkleidet, den Schwiegervater verführt (1 Mose 38); *Rahab*, die kanaanäische Hure, erwirbt Protektion durch Verrat an den eigenen Leuten (Jos 2; 6); *Rut* ist nicht nur verführerisch schön (Rut 3,7ff.), sondern Moabiterin, und Moabiter sind Inzestgeburten (1 Mose 19, bes. V. 37); *Batseba*, „die des (Hetiters) *Uria*“, spielt mit in dem höfischen Spiel um Sex und Verbrechen in Davids Palast (2 Sam 11). – Ganz schön bunt, dieser Reigen!

Nun hat aber ganz gewiss nicht das pure Vergnügen an Rechtsbruch und Pikanterien den Anlass gegeben, diese Frauen – und gerade diese! – in die Reihe der Ahnen Jesu aufzunehmen. Den Grund dafür lese ich vielmehr im letzten Glied dieser Reihe (Mt 1,16). Es beginnt ganz normal: *Jakob zeugte Josef, den Mann der Maria ...* Doch dann heißt es nicht mehr wie vorher am Schnürchen: „... der zeugte Jesus“; sondern der Satz geht mit wissendem Schweigen über die Rolle des Josef hinweg und setzt fort mit: (*Maria*), *von der geboren ist Jesus, der da heißt Christus*. Gezeugt und empfangen vom wem, bleibt damit ungesagt. Bleibt aber unausgesprochen die Frage! Die wird an anderer Stelle beantwortet werden: *Empfangen durch den Heiligen Geist*. Aber noch *vor* dieser Antwort ist da die Maria, die junge Frau selbst: Zur Ehe versprochen, wohl ja; aber zur Mutter würde sie werden *als ledige Frau* – und das in *patriarchaler* Gesellschaft! ‚Unmöglich!‘, nach Recht und Sitte der Welt; sehr wohl möglich aber und sogar voller Verheißungssinn möglich – *in der Liebe*: Ein anderes Wort für den Möglichkeitssinn und die geheimen Absichten Gottes! Und eben dafür stehen sie alle: *Tamar, Rahab, Rut, Batseba* – der ganze Reigen ‚unmöglicher‘ Frauen! Sie sind keine Engel; doch wie die Engel sind sie *Möglichkeiten Gottes in Gestalt*.

Dies alles aber setzt eines voraus: Es darf nicht geschönt, nicht unterschlagen, nicht verschwiegen werden, was doch tatsächlich nach Sitte und Recht der bestehenden Welt nichts als ein Unrecht ist, verboten, eine ‚unmögliche‘ Möglichkeit. Anders ja würde das Dennoch,

*das Never-the-less der Absichten Gottes gar nicht erkennbar als das, was es ist – überraschendes, Zukunft eröffnendes Tun, wo die Welt schon ihr Urteil gefällt hat. Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht Adonai, sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde, sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken. (Jes 55,8-9). Und: Bei den Menschen ist's unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich. (Mt 19,26)*

Aber Vorsicht! Wird damit nicht *alles* verbotene Tun, *jede* Art Unrecht als möglicherweise ‚gar nicht so schlimm‘ von vorneherein – wenn schon nicht legitimiert, so doch dem menschlichen Urteil entzogen und sozusagen unter den Vorbehalt Gottes gestellt: „Wer weiß, wozu's gut ist! Steht ja bei Gott.“? Die sprichwörtlich ‚unerforschlichen Wege Gottes‘ – ein glänzender Vorwand, sich vor dem Urteil der Welt, sich vor der *Wahrheit* in Sicherheit zu bringen? „Hat doch auch Autobahnen gebaut.“, zum Beispiel. Oder: „Hat doch dann viel für den Wiederaufbau getan!“ – Wie verhält es sich damit?

Auch dafür steht der bekannteste, jedenfalls prominenteste Fall in der Liste der Vorfahren Jesu. Ich meine *David*. Aber nicht den der Verheißung, der Weihnachtslesungen (Jes 9,1-6; 11,1ff.); sondern den der Geschichte, den Räuberhauptmann (1 Sam 22,1-5); den, der als König aus purer Lust auf *Batseba* deren Mann, den *Uria*, in die vorderste Front einer Feldschlacht kommandiert, um ihn so in den sicheren Tod zu schicken (2 Sam 11). Dem aber tritt, gesendet von Gott, der Prophet *Nathan* entgegen (2 Sam 12) und spricht ihm im Namen Gottes das Urteil: *Uria, den Hetiter, hast du erschlagen mit dem Schwert [...]. Nun, so soll von deinem Hause das Schwert nimmermehr lassen [...]. (V. 9-10)* – Also von wegen sich selbst oder andern mit der Berufung auf Gott ein Türchen zur Flucht aus der Wahrheit zu öffnen! Sich unschuldig machen oder im Hinblick auf fremde Schuld durch die Finger zu sehen, ist alles Mögliche, nur ganz gewiss keiner der Wege Gottes; kein Weg der Liebe, so gerne und oft die auch zum Weichspülen dessen bemüht wird, was dennoch ist, was es ist. Konträr: „Es ist was es ist sagt die Liebe.“ (Erich Fried) Gerade die *Liebe* sagt das.

Soweit nun dies Beispiel der Bibel zu dem, was uns umtreibt: Wie gehen wir um mit leitenden Geistlichen in der Geschichte unserer Kirchen, die sich mit der Ideologie und dem Unrecht der Nazis gemein gemacht haben, *und dennoch zu uns gehören?*

Dies ‚zu uns gehören‘ bedeutet zuerst: In Frage steht nicht ein Damals und Dort als einmal gewesen; in Frage steht heute und hier unsere Identität als die, die wir sind – gegenwärtige Gemeinde in der Kirche Jesu Christi, die eben auch diese schuldig gewordenen leitenden Männer zu Vorvätern hat. Sie mag sich von ihnen distanzieren; aber auch dann noch, im Auf-Distanz-Gehen selber, hat sie sie in sich. Sie sind und sie bleiben ein Glied der Gemeinde, ein Glied am Leib Christi.

Anders als andere jedoch sind sie nicht Zierde und Stolz der Gemeinde, sondern ein Makel, sich ihrer zu schämen. Scham aber, zeigt uns das Beispiel des Stammbaumes Jesu, Scham und Verschweigen ist jedenfalls nicht die Lösung der Bibel. Die vielmehr lehrt uns in ihrem Erinnern an Rechtsbruch und Schuld zweierlei:

*Erstens*, auch Rechtsbruch und Schuld sind offen und ohne beschönigt zu werden bei Namen zu nennen. Sie sind, was sie sind – doch nicht *nur*, was sie sind: Sie haben mit Gott, und Gott hat mit ihnen zu tun. Dies nicht in dem Sinn, dass es uns erlaubt wäre, auf Gottes Kreide zu zeichnen und, statt selbst Stellung zu nehmen, auf das zu setzen, was Dietrich Bonhoeffer „billige Gnade“ genannt hat. *Wir selbst und unser Urteil sind gefragt*. Denn es geht ja um uns, wie gesagt, in zwar beschädigter Identität, doch in wahrer. Das macht gründliches Fragen und Forschen zur Pflicht und verbietet die Forderung nach einem ‚Schlusstrich‘.

*Zweitens*: So deutlich das eben Gesagte uns im Fall  *Davids* begegnet, so wichtig zugleich ist der andere Aspekt, der mit dem Beispiel  *Marias* und ihrer Mütter dazu kommt. Ja, was als Unrecht erkannt ist, sollen wir Unrecht nennen. Dies aber in dem Bewusstsein, dass unser Urteilsvermögen begrenzt ist. Wir können Gott nicht in die Karten gucken. Wir wissen keineswegs immer schon alles. Unsere Haltung, als Haltung des Glaubens, kann darum keine des Dünkels, der Selbstgerechtigkeit sein. Wir werden die Schuld unserer Väter  *und werden das eigene Urteil darüber* Gott in die Hand legen. Und werden  *ihn* urteilen lassen. Wissend, dies Urteil liegt uns voraus. – Auch ein Grund, der es uns unmöglich macht, einen „Schlusstrich“ zu fordern.